

(Nachdruck verboten.)

26]

Neu-Karthago.

Roman von Georges Gekhoud.

XVI.

Nachdem die erste Bestürzung über den unerwarteten Ausfall der Wahlen vorüber war, bemächtigte sich der in ihren Hoffnungen betrogenen Antwerpener eine unbändige Wuth. Freilich, die Reichen hatten gesiegt, aber sie verdankten diesen Sieg nur der Korruption und der Dummheit, ihren unschätzbaren Bundesgenossen. Das Bauernvolk hatte gegen die Willensmeinung der Stadt sein Veto eingelegt. Die Sieger konnten sich darüber gar keiner Täuschung hingeben, daß ihr Triumph ein Scheinerfolg war, und sie hätten es daher füglich unterlassen sollen, sich durch überlaute Freudenäußerung über ihre im Grunde recht gedrückte Stimmung hinwegzutäuschen. Dieser aufdringliche Jubel konnte nur dazu beitragen, die Menge zu reizen und den seit dem Morgen aufgespeicherten Zündstoff zur Explosion zu bringen. Gleichwohl wagten die übermüthigen Sieger nicht, der ironischen Aufforderung der Untenstehenden Folge zu leisten und auf den Balkon herauszutreten, unter dem ein Heer erregter Menschen mit wuthverzerrten Gesichtern und geballten Fäusten Posto gefaßt hatte.

Fünf Uhr! Der Abend ist angebrochen. Die vornehmen Herren stehlen sich heimlich aus dem Klublokal fort und drängen sich mit verlegener Scheu durch die dichte Volksmenge, um ihre in der Neustadt gelegenen Paläste aufzusuchen.

Die Leute unten auf dem Platze wanken und weichen nicht. Sie stehen im Banne eines dumpfen Angstgefühls. Keiner weiß recht, was man eigentlich beginnen soll, aber alle sind sich klar darüber, daß „etwas geschehen muß“, nur über das Was und Wie herrscht allgemeine Rathlosigkeit.

Der Bürgermeister hat in Erwartung drohender Unruhen die Bürgergarde einberufen, die Wachen sind verdoppelt, die Gendarmarie hält sich zum Ausrücken bereit.

Bergmans ist beim Ueberschreiten des Platzes erkrankt worden und wird im Triumph auf die Schultern gehoben. Mit Mühe kann er sich der Ovationen erwehren. Seit dem Morgen schon wird er nicht müde, zur Ruhe zu mahnen: „Wir werden das nächste Mal schon siegen.“

Die blaue Fahne, die aus dem Balkon der „Affoziation“ flattert, reizt und erregt seine Anhänger. Die Niedergeschlagenheit, die sich nach Bekanntwerden der Schlappe der Besiegten bemächtigte, haben die Reichen benützt, ihre Flagge zu hissen.

Plötzlich kommt Bewegung in die Massen. Paridael und seine Kameraden von der „Jungen Geusengarde“ haben sich mit Hilfe ihrer Ellbogen einen Weg durch die Menge gebahnt und sind bis zum Klublokal vorgedrungen. Auf den Schultern Jan Vingerhouts stehend klettert Laurent mit affenartiger Behendigkeit an dem Mauerwerk in die Höhe, schwingt sich mit einem festen Satz auf das Geländer des Balkons, macht sich daran, die Fahne herunterzureißen und hängt sich, als er damit nicht rasch genug zum Ziele kommt, mit der ganzen Schwere seines Körpers an das Fahnenstück; man hört ein kurzes Krachen, der Schaft ist abgebrochen.

Die erwartungsvoll harrende Menschenmenge stößt einen Schrei des Schreckens aus. Die Fahne ist erobert, aber der wagnüthige Held stürzt mit seiner Beute in die Tiefe. Er hätte sich unweigerlich auf dem Pflaster den Hals gebrochen, wenn der aufmerksame Vingerhout die Gefahr nicht mit Blitzesschnelle erkannt hätte. So fängt der Herkules seinen Freund wie einen Getreidesack in den Armen auf, ohne auch nur einen Augenblick zu wanken, und legt ihn fein säuberlich mit einem kräftigen, die That belobigenden Fluch auf den Erdboden. Ein türmliches Beifallgeschrei, das gar nicht enden will, durchzittert die Luft. Die Polizisten machen den Versuch, Laurent beim Tragen zu packen, aber hundert Hände, darunter Vingerhouts Riesenfäuste befreien den Gefangenen und drängen die Polizisten zurück, die dem Austurm gegenüber machtlos sind.

Die jungen Leute treten an die Spitze eines unübersehbaren Zuges, der sich unter Abjüngung der von Byveloy

komponirten „Geusenhymne“ in Bewegung setzt, nachdem man sich mit drei schrillen Pfiffen von dem seines Flaggenschmuckes beraubten Balkon verabschiedet hat.

Da plötzlich ertönen von fern her die verhassten Klänge des Parteiliedes der Reichen. Von welcher Seite kommt die unverschämte Herausforderung? Wie ein elektrischer Schlag geht es durch die Stette der Marschirenden. Das soll der teufel Baude schlecht bekommen! Und im Lauffschritt geht es über die Place de Meir. An der Ecke stoßen die Heranstürmenden auf einen bei Fackelschein unter Vorantritt einer Musikkapelle marschirenden Trupp junger, mit den blauen Kartarden gezierten Leute. Mit tollem Geschrei fallen sie über die Demonstranten her. Im Nu sind die Fackeln den Händen der Träger entzissen, ein niedersausender Knüppel durchlöchert die große Paute, die Baude wird überannt und auseinandergetrieben, ohne daß auch nur einer der Angegriffenen den geringsten Widerstand geleistet hätte.

Mittlerweile hatten die „Geusen“ in Erfahrung gebracht, daß in der Neustadt, am Boulevard Leopold, die Reichen zur Feier des Sieges geslaggt und illuminiert haben.

„Zu Béjard!“ brüllen die Manifestanten.

Die Reihen der Arbeiter, Schanerleute und Kleinbürger haben sich stark gelichtet, an ihre Stelle hat sich allerlei lichtschenes Gefindel gedrängt, das die entstandenen Lücken schnell ausfüllt; die Kerle singen auch die „Geusenhymne“ nicht mehr, sondern gröhlen ihre obstkönnen Gassenhauer.

Untenwegs, in der Avenue des Arts, hat ein „Kunner“ einen Pflasterstein durch das Portal des Saint-Jardier'schen Palais, in eines der mit brennenden Lampions geschmückten Fenster geschleudert, dessen Scheibe klirrend in Stücke fliegt. Ein seidener Fenstervorhang, den der Wind gegen das Licht der Lampions treibt, flammt hell auf. Ein wildes Freudengeheul begrüßt das Feuer, den unverhofften Mithelfer.

„So ist's recht! Wir wollen ihnen den rothen Fahn außs Dach setzen!“

Aber eine Abtheilung Gendarmarie, Polizei und eine Kompagnie Bürgergarde sind zur Stelle und verhindern die Ausführung des Anschlags.

Während ein Theil des Zuges Posto faßt und mit den Gendarmen handgemein wird, benutzen andere den entstandenen Wirrwarr, um auf Seitenstraßen nach dem Boulevard Leopold zum Hotel Béjard zu gelangen.

„Nieder mit Béjard! Nieder mit dem Seelenverkäufer! Nieder mit dem Sklavenhändler!“

Ein wüstes Geheul umtost das Palais des Gewaltigen. Béjard mußte wohl gehäht haben, was da kommen würde, denn der Erwähle des Bauernvolks hat es klugerweise unterlassen, zu illuminiren.

Die Fensterläden des Parterregeschosses sind geschlossen. Auch drinnen scheint alles dunkel zu sein. Aber diese zur Schau getragene Zurückhaltung entwaffnet die Wuth seiner Feinde keineswegs. Sie stürzen sich wie Wahnsinnige auf das verfluchte Haus. Die Fensterläden sind im Handumdrehen zertrümmert und heruntergerissen, die Scheiben splintern in tausend Stücke.

„Schlagt den Kerl todt!“ heulen die Wüthenden.

Paridael hat seine Fahne dem treuen Vingerhout anvertraut, er tritt zwischen die Tobstüchtigen und will ihnen den Eintritt ins Haus wehren, denn sein ganzes Sein und Denken gilt im Augenblick einzig und allein der Frau des unbeliebten Nheders, seiner Kousine Gina. Mag man Béjard in Stücke reißen oder an den nächsten Laternenpfahl hängen, ihn kimmert es blutwenig, und wenn sie sein Haus dem Erdboden gleichmachen, wird er mit den Zerstörern gern gemeinschaftliche Sache machen, aber er würde auch seinen letzten Blutstropfen hingeben, um Frau Béjard Aufregung und Verdruß zu ersparen.

Er ruft Vingerhout zur Hilfe herbei, aber auch der vermag gegen die Rasenden nichts anzurichten. Hier bleibt nichts weiter übrig, als den Gewaltthätigen zu folgen oder vielmehr vor ihnen in das Haus zu gelangen, um der jungen Frau Hilfe zu bringen. Laurent springt durch das Fenster in das Zimmer. Hier ist schon ein Haufe rührig bei der Zerstörungsarbeit: man zertrümmert Möbel und Nippes, reißt die Bilder von den Wänden, zerflägt die Rahmen und

reißt die Gemälde in Stücke, man zerlegt Teppiche und Decken, kurz, die Leute haufen wie die Vandalen, schlagen alles, was ihnen in die Hände kommt, kurz und klein und werfen die Trümmer durch das Fenster.

Laurent ist rasch in das anstößende Zimmer geeilt. Es ist dunkel und leer. Auch in einem dritten Zimmer ist so wenig ein menschliches Wesen zu finden wie im Speiseaal, dem Wintergarten und dem Treibhaus.

Die andern sind ihm indessen nachgegangen. Die Zerstörungsarbeit macht ihnen keinen rechten Spaß mehr, sie möchten jetzt gern auch an Béjard ihr Mütchen kühlen. Laurent eilt auf den Flur und stürzt Hals über Kopf die in die erste Etage führende Treppe hinauf. Die Schlafzimmer und das Ankleidezimmer sind leer. Er ruft: „Sina! Sina!“ Keine Antwort! Mit fieberhafter Hast segt er durch die Räume, er sieht in alle Winkel, öffnet die Schränke und kriecht unter die Bettstellen. Alles vergebens! Auch auf den Bodenkammern ist von der Kousine nichts zu entdecken. Verstört und von banger Ahnung geängstigt, eilt er wieder die Treppe herab, auf der er mit den auf der Suche befindlichen Plünderern zusammentrifft. Von allen Seiten wird er nach Béjard gefragt, und es fehlt gar nicht viel, daß man Paridael beschuldigt, seinen Feind zur Flucht verholfen zu haben. Glücklicherweise kommt Bingerhout zu rechter Zeit, um ihn aus der peinlichen Lage zu befreien.

Von der Straße herauf tönt immer lauter das Gejohle der tobenden Menge. Laurent irrt rasend im Park umher und durchsucht die Stallungen, ohne die Gesuchte zu finden.

So muß er sich wohl oder übel zum Verlassen des menschenleeren Hauses entschließen. Auf der Straße, auf der hunderte von Maulaffen sich den Wüthenden beigefellt haben, um mit vergnüglichem Behagen der Plünderung dieses luxuriösen Probenheims zuzuschauen, hört er von Béjard's Bedienteten, daß die Herrschaften bei Frau Athanase Saint-Fardier das Diner einnehmen. Laurent atmet erleichtert auf und will gerade dem Schauplatz der wüthenden Orgie den Rücken kehren, als plötzlich von fern her Pferdegetrappel an sein Ohr schlägt.

„Die Bürgergarde! Rette sich wer kann!“

Die Plünderer unterbrechen erschrocken ihre Arbeit.

Eine Halbestadron kommt im Galopp die Straße herangesprengt. Etwa hundert Meter von der Volksmenge entfernt läßt der führende Offizier, Herr van Frans, ein der Familie Dobouziez befreundeter Bankier, Halt machen.

Die Paraderreiter sind sammt und sonders reiche Erbsöhnchen, die stolz von ihren edelen Rassepferden herabsehen und die sich nicht wenig auf ihre blühende Uniform — dunkelgrüner, mit silbernen Knöpfen und schwarzen Husarenknäuren besetzter Waffenrock, mit amaranthfarbigen Streifen geschmückte Hose, krimmerbesetzter Kalpak mit rothem Lappen und silbernen Troddeln — einbilden. Die Schabracken der Pferde entsprechen der Farbe der Uniform und tragen auf den Ecken silbergestickte Zinten. (Fortsetzung folgt.)

Fuhrmann Henschel.

(Schauspiel in fünf Akten von Gerhart Hauptmann. Erstaufführung im Deutschen Theater Sonnabend, 5. November.)

Ist Selbstbescheidenheit eine künstlerische Tugend? Trohige Geister möchten diese Frage verneinen, beschaulicher Schaffende werden leichter genügsam.

Hebbel rückt der Frage in einem geistvollen poetischen Gleichniß an den Leib. Zum Meister Michel Angelo kommt der Schüler. Der hat ein Bildwerk geschaffen, nicht groß in seiner Weise und nicht erhaben. Es ist ihm aber nicht übel gelungen, und er freut sich seiner Arbeit. Da wird der Meister zornig, er greift zum Hammer und zertrümmert das Bildwerk des Schülers, weil der es in Selbstbescheidenheit geschaffen und nicht in den mächtigen Absichten des Lehrers gelebt hat.

Gerhart Hauptmann ist mit der Dorftragödie vom Fuhrmann Henschel in seine Heimath zurückgekehrt; auch im künstlerischen Sinne hat er diese Heimath wiedergefunden. Er hat damit etwas erreicht, was er vielleicht selbst nicht erwartete. Das Bürgerthum, das einst verdrossen war über ihn, ist bekehrt. Selbst in den Spalten des philiströsen „Lokal-Anzeigers“ ertönen die Fanfaren für ihn.

Und doch: die Leute alle lieben das Bescheidene. Einem Drama, wie dem „Fuhrmann Henschel“, sehen auch sie auf den Grund. An die naturalistische Studie haben sie inzwischen sich gewöhnt. Nur auf den Höhen der Dichtung, da wo Tragik mit Macht durchbricht, wie im vierten Akt, fühlt man den leidenschaftlichen Athem persönlichen Temperaments. Zeitideen klingen nicht mit. Das Einzelschicksal wird mit feinem Spürsinn und ganz ausdauerndem Kunstfleiß in allen Winkeln durchsucht; nur handelt es sich in ihm nicht um Fragen von umfassender hoher Bedeutung. Worüber soll man nun erboht sein?

Otto Lubwig hat im „Erbförster“ auf engstem Gebiet einen tragischen Konflikt gefunden. Herrenwille und das Verantwortlichkeitsgefühl des Beamten stoßen aufeinander. Um ein Stückchen Wald dreht sich der ganze Streit. Aber dieser an sich kleinliche Streit ist zum großen sozialen Sinnbild geworden. Einen ähnlichen Fall behandelt Philippi in seinem neuesten Schauspiel, und trotzdem er im „Erbe“ deutlich genug auf Bismarck's Verabschiedung anspielt, also ein historisches Ereigniß in den Kreis seiner Betrachtung zieht, findet man in seinem Werk keine Spur von poetisch-sinnbildlicher Bedeutung. Das Unscheinbarste kann also ein tiefes Gleichniß der Erdendinge werden, und man muß nicht gleich an Shakespeare'sche Historien und Märchentragödien von übergroßem Wurf denken, wenn man von der Dichtung Bedentfamkeit verlangt.

Ich glaube nicht, daß Gerhart Hauptmann auf dem Boden der bescheidenen Genre- und Charakterstudie des novellistischen Einzelsfalls verharren wird. Er hat ihn in Fuhrmann Henschel betreten. Was aus dem Stoff in realistisch-treuer Beobachtung zu holen war, hat er aus ihm geschöpft. Aber, ist man auf einem Boden reif und fertig geworden, so wird man sich sehnd nach neuem Land umhün. Das liegt in der Natur der Dinge. Fortjagen und Können würde sonst erstarren. Wenn im Fuhrmann Henschel Hauptmann in Wahrheit seine reifste und abgklärteste Arbeit gegeben hat, so erreichte er das durch die strengste Selbstbeschränkung. Dabei kann er nicht bleiben wollen. Ich schließe es aus seinen eigenen Arbeiten der Vergangenheit. Denn selbst in den Genreszenen seiner ersten Schauspiele sind die kleinen Lebensvorgänge mit Zeitstimmung gesättigt. Es ist gleichgiltig, ob man hierbei an die mammoitische Entartung der Bauern im Waldenburger Koflenboden oder an die arg zerklüftete Bürgerfamilie im „Friedensfest“ denkt.

Ander's steht es damit: Die naturalistische Kunstweise hat den Blick für das Kleine, für die verfeinerten Seelenregungen geschärft. Nun wollen die Dichter empor, weiter empor, menschliche Erscheinungen gleichsam von Bergesgipfeln beobachten. Das eine war wohl eine nothwendige Uebung, um überhaupt wieder in der Natur schauen zu lernen. Werden die Versuche, ein höheres Gesichtsfeld zu gewinnen, gelingen? Soll die Ausfaat der ungewisselhaft vorhandenen Talente nutzlos gewesen sein? An den Zeitumständen wird es liegen. Sind sie widrig, zerpfüttern sie die Kräfte zur Kleinlichkeit, wer wird die gefesselten Arbeiter darum schelten wollen? Aber bereut sein muß man; und die Bereitschaft erreicht man nicht auf dem Weg des Selbstgenügens.

Das Werthvollste an der neuen Dichtung Hauptmann's ist nach meiner Empfindung die Charakterstudie des Fuhrmanns Henschel selber. Einmal wieder ein Mann aus dem Volken. Er lebt wie ein aufrechter, breitastiger Baum. Seit dem „Kollegen Crampton“ hat Hauptmann nicht mehr eine Porträtstudie in so fastigen, satten Farben entworfen.

In einem schlesischen Gebirgsdorf lebt dieser Fuhrmann. Seit das Dorf als Kurort zur Bedeutung kam, ging es mit dem Geschäft Henschel's vorwärts. Er gelangte zu Wohlstand. Seine sechsunddreißigjährige Frau wird leidend und sterbenstrank. Eine dralle, junge Magd ist im Hause, die Hamme; und ihr mag es manchmal durchs Hirn schießen: Wie, wenn du hier Herrin werden könntest? Frau Henschel auf ihrem einsamen Sterbelager wird manchmal auch von dem Gedanken gepeinigt: Du lebst dieser Magd und deinem Gatten zu lange. Ein glänzendes Beispiel für die verfeinerte Beobachtungsweise, für den intimen Blick, findet man hier im ersten Akt. Henschel hat die junge Magd ein wenig aufgezoogen. Er wollte ihr aus der Stadt eine Schürze mitbringen und stellt sich so, als hätte er nicht daran gedacht. Nach einer Weile sagt er schätternnd: Komm, Hamme, draußen ist die Schürze. Das Getändel regt die Empfindsamkeit der kranken Frau auf und sie stöhnt: Er hat ihr die Schürze doch mitgebracht! Das an sich triviale Wort wird ein scharfes Charakterisierungsmittel. Man empfindet, wie tief ängstlich die sterbende Frau jede Kleinigkeit verfolgt, wie verzagt ihre Seele ist; und in dieser Verzagtkeit nimmt sie dem Gatten, der sie in seiner offenen, berben Weise beruhigen will, das Gelöbniß ab, die Magd Hamme nicht zur zweiten Frau zu nehmen.

Nach dem Tode der ersten Frau Henschel gewinnt das Leben sein Recht; das Gelöbniß verbleibt. Henschel, der Mann in den vierziger Jahren, läßt sich von der Magd Hamme einfangen. Sie hat wohl ein uneheliches Kind. Henschel in seiner naiven Gutmüthigkeit und gewöhnt, die Dinge zu betrachten, wie man sie auf dem Laube betrachtet, sieht darüber hinweg. Ja, in seiner Herzlichkeit führt er seinem jungen Weib selbst das Kind zu. Er will es halten, wie sein eigenes. Mit Schreden sieht er da zuerst, welchen Lebensurthum er begangen. Hamme in ihrer rücksichtslosen Selbstsucht, die bis zur Bestialität gehen kann, empfängt die „Frucht der Schande“ bitterböse. Sie könnte ihr Kind mit den Blüten vergiften. Und Henschel's Gattenehre muß das Schlimmste erfahren. Die junge Frau, der der schwerfällige Bierziger lästig ist, ergötzt sich heimlich mit einem leichtfüßigen Kellnerjüngling.

Dies und noch manches düstere, wie es die Volkspantastie zusammenzutragen pflegt, erfährt Henschel in der großen, tragisch starken Wirthshauszene. Das Gemurmel der Leute schwillt zur fürchterlichen Anklage an; Hamme kann sich nicht recht vertheiligen; und der Mann, unter dessen Schlägen sonst „kein Gras wächst“, bricht zusammen. Der kraftvolle Baum ist vom Blitz zerschellt. Fuhrmann Henschel spintifirt, Gewissensmahnungen bestürmen ihn:

Vertrauen und die Wurzeln seiner Kraft hat er verloren. Der sonst so Tüchtige wird irre und zum verzweifelten Selbstmörder.

Im Vorbericht schon war betont, daß vom Deutschen Theater diesmal so recht eine Muster-Aufführung naturalistischen Stils zu stande gebracht wurde. Da heißt es, im Ensemble äußerste Disziplin einhalten und sich den leisen Absichten des Dichters und Regisseurs streng unterzuordnen. Das thaten denn auch treffliche Schauspieler vom Range Reicher's oder Sauer's; und auf den Schultern des Dichters wuchsen Frau Lehmann, eine vollkräftige Hanne, und vor allem Herr Rittner (Henschel). Ihm, den man so oft nervöse Jünglinge spielen sah, hätte man diese geradlinige aufstrebende Charakterstudie, die bei aller Einfachheit doch zu tragischem Pathos wächst, weniger zugetraut. —

Kleines Feuilleton.

Kl. Aus dem Studentenleben des 15. Jahrhunderts. Die Universität von Aix war, wie die „Revue bleue“ nach den jüngst wieder aus Licht gezogenen Akten anschaulich schildert, im 15. Jahrhundert ein wahres Eldorado für Studenten. Man that damals alles, was nur möglich war, um nur Studenten heranzuziehen man gewährte ihnen die denkbar größten Freiheiten und Privilegien. Ludwig II., der König von Sizilien und Graf der Provence, der die Universität 1409 gegründet hatte, richtete einen feierlichen Appell an alle Geistlichen in seinen Staaten und schilderte ihnen die Vortheile des Aufenthalts in Aix in glühenden Farben. Er betonte zwar auch, daß die ruhige Umgebung den Studien sehr günstig sein würde. Vor allem aber sollte die Verfassung der Universität Studenten anlocken. Der Rektor wurde nämlich von den Studenten selbst aus ihren eigenen Reihen gewählt. Seine Wahl wird mit großem Pomp allen bedeutenden Persönlichkeiten der Stadt angelündigt. Der Tag seiner Einsetzung ist ein öffentliches Fest und wird von imposanten Zeremonien und einem Antrittschmaus begleitet, zu dem von dem neuen Rektor zahlreiche Personen eingeladen werden. Der Rektor genießt die große Auszeichnung, bei allen Zeremonien und Universitäts-Feierlichkeiten unmittelbar hinter dem Erzbischof seinen Platz einzunehmen. Eine andere Bevorzugung der Studenten von Aix, die in den Annalen der Universitäten einzig dasteht, besteht darin, daß sie der gewöhnlichen Rechtsprechung entzogen sind. Alle Prozesse, in die sie verwickelt werden, kommen vor ein besonderes Gericht (conservatoire). Lärm machen dürfen sie, soviel sie wollen. Die Statuten der Universität gestatten nicht nur die Katzenmusik und die Kommerse, die bei der Aufnahme der Fische stattfinden, sondern reguliren sie auch noch selbst. Dinge, die an anderen Universitäten absolut verboten sind, werden hier offiziell anerkannt. Jedes Jahr wird der „Promotor“ der Fische ernannt, eine Art „Fischmajor“, der die Pflicht hat, die Fische in die Korporation der Studenten einzuführen. Die Fische werden natürlich bei dieser Gelegenheit sehr viel Geld los. Sie sind nach den Statuten verpflichtet, dem Rektor und den Kommissionen einen Fischeschmaus auszurichten, bei dem der Wein nicht gespart wird. Das Unangenehmste an diesen Aufnahmefeierlichkeiten sind aber die Proben, die den Fischen von den bemoosten Hauptern auferlegt werden. So müssen sie eine bestimmte Anzahl von Schlägen mit der Britsche hinnehmen, oder sie müssen sich waschen, um sich zu säubern, und das ist nicht figurlich gemeint: denn die Fische gelten für unsäuerlich und schmutzig. Ein statutenmäßiges Recht der Studirenden ist es auch, wenn ein Mitglied sich verheirathet, eine bestimmte Summe, je nach dem Vermögen seiner zukünftigen Frau, zu verlangen. Will er nicht zahlen, so ziehen die Studenten, mit allen möglichen Labou-Instrumenten bewaffnet, vor sein Haus und bringen ihm eine fürchterliche Katzenmusik. Oft bringt man auch weniger milde Mittel in Anwendung. Beim Examen waltet die größte Nachsicht. Die Prüfungs-Professoren scheinen darin ein unbegrenztes Wohlwollen bewiesen zu haben. Für die Erwerbung der Lizenz — des einzigen Grades, für den ein Examen überhaupt nöthig war — verlangten z. B. die Statuten ein fünfjähriges, regelrechtes Studium. Die Professoren begnügten sich aber schon mit der einfachen Erklärung, daß der Bestreßende „einige Zeit“ das Zivilrecht studirt habe. Die Hauptsache sind die glänzenden Veranstaltungen, die mit dem Examen verbunden sind. Bei seinen Besuchen wird der Kandidat in feierlichem Zuge von seinen Mitschülern begleitet, Glodengeläut kündigt schon am Abend vorher den Tag des Examens an, und nach bestandnem Examen wird er in seine Wohnung mit Musik zurückgeführt. —

Literarisches.

— Gerhart Hauptmann's neues Drama „Fuhrmann Henschel“ ist soeben in der Buchausgabe im Verlage von S. Fischer, Berlin, erschienen. —

Theater.

—H. In der ersten Abtheilung der „Freien Volksbühne“ wurden am Sonntag im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zwei Stücke aufgeführt: „Liebele“ von Arthur Schnitzler und „Lumpenbagasch“ von Paul Ernst. Schnitzler's Stück ging, entgegen der ersten Ankündigung, voran. Ueber das Schauspiel selbst braucht an dieser Stelle nichts mehr gesagt zu werden. Die Aufführung war diesmal besser als sonst in diesem Theater. Freilich hatte sie einen sehr bösen Feind, das Wienerische; je mehr sich die Darsteller bemühten, diesen Ton zu treffen, um so ärger wurde es. Fräulein Eisenhut als Christine und Fräulein v. Olizar

als Mizi boten besonders lächtige Leistungen. Die ersten beiden Akte vermochten das Publikum jedoch nicht stärker zu bewegen, die leichte Lebensauffassung, die in ihnen zum Ausdruck kommt, die Ländeleien, blieben ihm völlig fremd. Einen tiefen Eindruck machte dagegen der dritte Akt, das tragische Gescheh der Christine. — „Lumpenbagasch“ von Paul Ernst hat vor der am Sonntag überhaupt erst eine Aufführung erlebt, im vorigen Winter in der Dramatischen Gesellschaft. Das Publikum nahm damals die Späße und Joten in dem Stück mit behaglichem meist ziemlich lautem Lachen auf; die satirische Absicht des Verfassers verschwand völlig hinter diesem Eindruck. Die ganze peinliche Szene hätte der Freien Volksbühne erspart bleiben sollen. Wahrscheinlich haben diejenigen, die diese Wahl vornahmen, das Stück nicht vorher in der Aufführung selber gesehen. Bei der Letztüre mag die satirische Absicht des Stüdes stärker durchleuchten, in der Aufführung tritt das andere Element, die Jote, so stark hervor, daß es für den Gesamteindruck bestimmend ist. Es ist ein unreiner Geist, der in dem Stücke waltet. Es war unnöthig, bei dieser Arbeit das Recht des Dichters zu zirkeln, alles Menschliche darzustellen. Dieses Recht ist ihm unbestritten, aber er wird sich gefallen lassen müssen, daß man ihn auf die Bestimmung prüft, in der er es gethan, nicht im Sinne einer Parteimeinung, sondern nach jenem tieferen Empfinden, dem nichts Menschliches fremd ist, das aber auch alles mit seinem Gefühl zu durchdringen und mitzuerleben und menschlich ergreifend darzustellen vermag. Es handelt sich hier um Werthe, über die schwer zu diskutieren ist. Selbst wenn die Szene so, wie sie sich vor unsern Augen abspielt, durchaus naturwahr wäre, wenn alle die Einzelzüge direkt der Natur abgelauscht wären — ich halte das Ganze für eine grob verzerrende, bodenlos triviale Karikatur — das Bild, das sich aus den Einzelheiten zusammensetzt, zeugt nicht von dem Gefühl, mit dem wir an die dargestellten Dinge herantreten und herantreten müssen. Es darf einem Dichter nicht begegnen, daß ihm aus einem so düsteren Stoff eine burleske Szene herausspringt, die auf ein naives Publikum rein komisch wirken muß. Und es ist in einer Satire, die Anspruch auf künstlerischen Werth erhebt, nicht angängig, daß so wenig der Stil gehalten wird, daß auf lange Streden die Satire völlig zurücktritt, und die Späße mit den beiden Armenhäuslern allein das Stück ausfüllen, bis dann wieder die Satire, z. B. in der wiederholten Anspielung auf die „Christliche Ehe“, unvermittelt und plump auftritt. Die Aufführung vergrößerte noch. Das Publikum, das dem Stück oft mit großer Heiterkeit folgte, gab zum Schluß reichlichen Beifall. —

Mußf.

Richard Strauß trat am 5. November seine neue Stellung an der königl. Oper an, indem er eine Aufführung von Wagner's „Tristan und Isolde“ dirigirte. In Bewußtsein des Gewinnes, den unsere Oper von diesem ersten Künstler erlangen kann, heißen wir ihn willkommen und wünschen ihm einerseits einen festen Rücken und guten Magen für all' das, was ihm hier begegnen kann, andererseits Vorsicht, daß er auch selber das Seine beitrage zu einer richtigen Leitung der auf der Bühne wirkenden Kräfte. Diesmal dürfte das lebhafteste Temperament, mit dem er sein Orchester führte, den Sängern manches Zwiel an Stärke und Schnelligkeit gebracht haben. Die Aufführung ging ohne — absichtliche Striche vor sich. Zwei Gäste erhöhten das Interesse, das diesem durch erhöhte Preise ausgezeichneten Abend von einem zahlreichen Publikum entgegengebracht wurde. Frau Senger-Vettaque aus München, eine Künstlerin, die sich in beachtenswerther Weise von der Soubrette herausgearbeitet hat, war in Stimme und Darstellung eine treffliche, insbesondere durch eine großartige Auffassung wirkende Isolde. Herr Grüning gab den Tristan würdig; die tieferen Töne hatten einige Unklarheiten. Die zu den größten Bühnenaufgaben gehörenden Nebenrollen der Brangäne und des Kurwenal wurden von Frau Göbe und Herrn Hoffmann sehr gut dargestellt. Wenn wir schließlich die Gesamtleistung loben, so vergesse man nicht, daß dabei der Maßstab des thatsächlich Ueblichen gemeint ist; was beim Anlegen eines höheren Maßstabes (dessen, was sein könnte) zu sagen wäre, zeigt das dieser Vorstellung folgende Repertoire: Sonntag: „Der Prophet“, Montag: „Tannhäuser“ u. s. w. 82.

Erziehung und Unterricht.

kg. Eine moderne Schule in England. In der „Science sociale“ entwickelt Demolins einen neuen Schulplan, und um seine Ausführungen zu illustriren, theilt er einen sehr interessanten Bericht aus der englischen Schule von Bedales mit, der zum großen Theil von den Schülern selbst verfaßt ist. Was an diesem Bericht zunächst auffällt, ist die große Mannigfaltigkeit der Arbeitsgebiete. In dieser Schule wird praktisch eben soviel gelernt wie aus den Büchern. Die Vielseitigkeit der Arbeit steigert die Arbeitskraft der Schüler, weil sie vor Ermüdung schützt; sie steigert auch die Freude an der Arbeit und die Fähigkeit jedes einzelnen, über seinen künftigen Lebenslauf zu entscheiden. Da wird mit gleichem Eifer Hand- und Kopfarbeit getrieben: Ackerbau und Gartenbau wie Tischlerei und Buchbinderei, Fußball und Cricket, Schwimmübungen wie Naturwissenschaften, klassische Studien, Musik, Zeichnen und Bildhauerei. Aller Unterricht ist praktisch. Botanik lernen die Schüler, indem sie Pflanzen selbst sammeln und unter Leitung des Lehrers trocknen und klassifiziren. Den Entomologen wurde eine Wiese in der Nähe von Bedales zur Verfügung gestellt, auf der sie nach

Schmetterlingen jagen konnten. Wöchentlich wurde ihnen ein Abend freigegeben, um Schmetterlinge zu fangen. Als einige Schüler den Wunsch äußerten, Vögel ausstopfen zu lernen, erhielten sie auch hierin Unterricht. Einigen Knaben liegt die Aufsicht über den Bienenkorb ob, und sie lernen so das Leben der Bienen kennen. Ein Theil des Nachmittags ist der Handarbeit gewidmet, durch die die Schüler Geschicklichkeit, Ausdauer und praktische Kenntniß erwerben sollen. In den Schulberichten heißt es zum Beispiel über die Arbeiten im Garten: „Im Winter sind alle abgestorbenen Pflanzen entfernt worden, die Einzäunungen der Beete erneuert. Der Wein wurde mit Dünger bedeckt, um ihn vor Frost zu schützen. Die Chrysanthemem sind seit Beginn des Frostes unter Dach gebracht worden.“ Ähnliche Berichte liegen vor über Gemüsegärten und Meierei. Die Knaben, die sich mit Buchbinderei beschäftigen, erzählen, daß sie eine berühmte Buchbinderei in London beschäftigt und viel dabei gelernt haben. Ueber die Tischlerei heißt es: „Es sind viele Gegenstände für die Schule angefertigt worden. Die erste Klasse baute einen Handlaren. Zwei Knaben haben Särge verfertigt, der eine einen für Werkzeuge, der andere einen für eine Münzensammlung. Potter hat einen Apparat zur Gewinnung des Stäses aus Milch gebaut.“ Zur Illustration theoretischer Lehren wurden Ausflüge unternommen. Ueber eine archäologische Exkursion wird berichtet: „Ein Vortrag über Archäologie erweckte bei vielen von uns den Wunsch, diese Wissenschaft näher kennen zu lernen. Daraufhin wurde bestimmt, daß diejenigen, die es wollten, ihre Zeit am Sonntag Nachmittag dazu anwenden konnten, alte Kirchen in der Nachbarschaft unter Führung eines Lehrers zu besuchen.“ Auch mehrtägige Ausflüge in die Umgegend wurden unternommen. Die Abende der kurzen Tage wurden ebenso nützlich ausgefüllt: „Im Winter und Frühling wechselten literarische Abende mit musikalischen Soireen. Das Komitee, bestehend aus einem Lehrer und vier Schülern, wurde mit der Wahl der Vorträge betraut. Orchester und Chor sind bereits gut ausgebildet. Die Vorträge der Professoren behandelten die verschiedensten Gegenstände. Ueber olympische Spiele, über die Normandie, über das griechische Theater u. s. w. Ein Professor hielt an mehreren Abenden Vorträge unter dem zusammenfassenden Titel: „Ereignisse unserer Zeit“. Er behandelte darin sowohl politische Ereignisse, wie die Krisis zwischen Venezuela mit den Vereinigten Staaten, als auch wissenschaftliche, wie die Entdeckung der Röntgenstrahlen. Auch Shakespeare-Abende, an denen die Schüler mit vertheilten Rollen lasen, fanden statt.“

Aus dem Pflanzenleben.

— Geschlechtswechsel bei Pflanzen. In der Französischen Biologischen Gesellschaft hat E. Vordage eine Mittheilung über einen Wechsel des Geschlechts beim gemeinen Melonenbaum nach Verletzungen gemacht. Der „Prometheus“ entnimmt darüber einem Berichte der „Revue scientifique“ folgendes: Die Melonenbäume sind eingeschlechtlich, die männlichen Pflanzen tragen niemals Früchte, diese hängen an den weiblichen Pflanzen, sind groß und gelb und ähneln an Geschmack den Aprikosen. Gelegentlich ist nun bemerkt worden, daß auch männliche Pflanzen Früchte tragen, die sich zwar durch Form und Geschmack von den normalen Früchten unterscheiden, aber doch unzweifelhaft Melonenbaumfrüchte sind. Vordage zeigt nun, daß dieser Wechsel des Geschlechts durch ein Experiment erzeugt werden kann. Eine Beobachtung hatte ihn zu den Versuchen veranlaßt. Der Stamm eines jungen männlichen Melonenbaumes war kurz vor der Blüthe an der Spitze abgebrochen. Aus den der Bruchstelle nächsten Blattstielwinkeln sproßten zwei Triebknospen, die sich zu Zweigen mit weiblichen Blüthen und Früchten entwickelten. Vordage wiederholte solche Verletzungen absichtlich an anderen Pflanzen mit dem gleichen Erfolge. Am sichersten trat der Geschlechtswechsel ein, wenn die Pflanze vor dem Erscheinen der ersten Blüthenzeichen verletzt wurde. Später war der Erfolg weniger sicher. Ebenso glückte der Versuch am besten mit Stauden auf einem Standorte, wo sie früh zum Blühen kommen. In der Diskussion über diese Erscheinung bemerkte Girard, daß sich dieser Geschlechtswechsel keineswegs nur auf den Melonenbaum beschränke. Die männlichen Pflanzen der Spremelde bringen nicht selten — anscheinend besonders auf fettem Boden — einige weibliche Blüthen hervor. Der weiße Ahorn besitzt nach Reeban häufig Zweige mit männlichen Blüthen, während der übrige Baum weiblich ist, doch sind umgekehrt Zweige mit weiblichen Blüthen an männlichen Bäumen nicht bekannt. Der rothe Ahorn zeigt diesen Wechsel niemals. Bei verschiedenen Coniferen hat man, ebenfalls nach Reeban, beobachtet, daß Zweige, die bisher Früchte trugen, unter schädigenden Einflüssen einer starken Beschattung durch neue Zweige männliche Blüthen hervorbrachten. Ferner sah man eine Hopfenpflanze, die vier Jahre männliche Blüthen getragen hatte, im fünften Jahre weibliche Blüthen treiben. Der gleiche völlige Geschlechtswechsel wurde endlich infolge einer Umpflanzung bei einer *Thladiantha dubia* bemerkt. Beobachtungen über die Dauer des Geschlechtswechsels lagen nicht vor.

Meteorologisches.

— Das Südl. Wie auf der nördlichen Erdhälfte von Zeit zu Zeit Nordlichter wahrgenommen werden, so auf der südlichen ganz ähnliche Erscheinungen, die folgerichtig als Südl. bezeichnet werden. Inzwischen sind Beobachtungen über diese Süd-

lichter weit spärlicher als solche über das Nordlicht, weil die südliche Halbkugel vorzugsweise vom Ozean bedeckt wird und überhaupt die Zahl wissenschaftlicher Beobachter dort nur gering sein kann. Systematische Beobachtungen über Südl. beginnen eigentlich erst Ende der fünfziger Jahre mit den Aufzeichnungen Neumayer's zu Melbourne. Dr. W. Voller hat in den letzten Jahren alles über Südl. vorhandene Material gesammelt und untersucht. Am häufigsten zeigt sich die Erscheinung im südlichen Eismeer, in der Nähe des Kap Horn. Ein Hauptverkehrsveg des Welt Handels führt seit 100 Jahren an der Ostküste Amerikas vorbei, aber keine Bemerkung liegt vor, daß dort jemals ein Südl. gesehen worden sei. Auch der östliche Theil des südamerikanischen Kontinents scheint von Südl. frei zu sein. In Süd-Georgien wurde während des Aufenthalts der deutschen Forscher (1882-83) die Aurora nicht wahrgenommen, während sie im schönsten Glanze in Australien auftrat und sich durch Störungen der magnetischen Instrumente bemerkbar machte. Der magnetische Südpol liegt in der Nähe von 74 Gr. südl. Breite und 146 Gr. östl. Länge von Greenwich. Um diese Gegend herum ist das Auftreten der Südl. nach allen Seiten hin gleichmäßig vertheilt und daher müssen dieselben im Südosten häufiger erscheinen, als an der anderen Seite des Südpols, also im Südwest-Australien weit zahlreicher als im südlichen Atlantischen Ozean. Die meisten Südl. erscheinen in den Monaten März und Oktober, die wenigsten im Juni und November. Nach Dr. Voller kommt das Südl. ebenso häufig vor als auf unserer Hemisphäre das Nordlicht, und wahrscheinlich zeigt es auch gleich diesem eine elfjährige Periode der Häufigkeit parallel der Sonnenflecken-Periode. Die Höhe des Südl. in der Atmosphäre wurde von Dr. Voller in zwei Fällen zu 80 und 130 Kilometer berechnet, was mit den von Paulsen berechneten Höhen des Nordlichtes übereinstimmt. Die Frage, ob Nord- und Südl. gleichzeitig aufleuchten, ist noch nicht völlig entschieden, dagegen ist es Thatsache, daß häufig große Nordlichter mit Südl. zugleich auftreten. Südl. sind bisweilen bis an den Wendekreis und über denselben hinaus gesehen worden und ebenso Nordlichter, sodah um die Zeit sehr starker Entwicklung des Polarlichtes der größte Theil der Erdatmosphäre von leuchtenden Strahlen erfüllt ist. — (Köln. Zig.)

Humoristisches.

— Ein moderner Geschäftsmann. A.: „Was bekommst Du denn an Gehalt als Vortragender Rath?“
B.: 10 000 Mark.“
A.: „Das ist nicht viel.“
B.: „Nein; aber bedenke mal: nachher die werthvollen Indiskretionen!“
—
— Boshaft. „Die neue Post hat Dir nicht gefallen?“
„Nein, meiner Schwiegermutter dagegen ausgezeichnet; die hat sich halb todt gelacht.“
„Im, vielleicht schickst Du sie nochmals hinein?“ —
— Schlaue Mutter: „Sie einmal nach, Johnny, was für Wetter ist.“
Johnny: „Ich kann es nicht sehen: der Regen schlägt mir ins Gesicht.“ —

Vermischtes vom Tage.

t Für fast 4 Millionen Mark Roheis hat Deutschland im ersten Halbjahr 1898 aus dem Auslande bezogen. —
y. Als verloren gelten, wie aus Hamburg gemeldet wird, der Stahl-Dampfer „Charles Steels“, der mit 20 Mann Besatzung am 16. Oktober von Leith nach Hamburg abgegangen ist, und die hölzerne Schoonerbrigg „Elizabeth“, die Anfang vorigen Monats nach Norwegen in die See ging. Beide sind nicht an ihrem Bestimmungsort eingetroffen. —
— In Weichstein (Schlesien) fuhr ein Motorwagen der elektrischen Straßenbahn auf den vollbesetzten Hinterrücken eines Sommer-Anhängewagens. Zwölf Personen wurden verletzt, zum Theil schwer. —
— In einem Hotel erschossen sich in Bodenbach an der sächsisch-böhmischen Grenze ein Kaufmann, der in Zahlungsschwierigkeiten gerathen war, und seine Geliebte. —
— Ein Wagen mit vier Insassen stürzte in Ostende bei dichtem Nebel ins Meer. Drei Personen sind ertrunken. —
— Durch anhaltenden Regen wurde in Sardinien in den letzten Tagen großer Schaden angerichtet. In Sassari wurden viele Häuser von den Fluthen theils fortgerissen, theils unbewohnbar gemacht. —
— Auf dem Dnjepr geriethen in der Nähe von Jekaterinostaw zwei mit Petroleum beladene Fahrzeuge in Brand. Zwei Personen sind in den Flammen umgekommen, drei haben schwere Brandwunden erlitten. —
— Im Kapitol zu Washington brach am Sonntag Abend Feuer aus, das fast den ganzen mittleren und östlichen Theil desselben zerstörte. Der Zufall der Altens- und Urkundenzimmer ist fast gänzlich vernichtet. Der durch die Vernichtung der Urkunden und der Bibliothek verursachte Schaden wird auf über eine Million Dollars geschätzt. Der Gebäudeschaden beträgt 200 000 Dollars. —